

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1945-1946)

Artikel: Rigi-Tagebuch (August 1945)
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RIGI-TAGEBUCH

(AUGUST 1945)

VON HERMANN HESSE

Aus dem vertrockneten und verbrannten Tessin, aus unsrem vertrockneten und verbrannten Garten sind wir für eine kleine Weile nach Rigi-Kaltbad geflohen, wo uns noch einige Tage warmen Sommers mit hellster Fernsicht gegönnt waren. Es ist sehr schön hier oben, ich muß mich bei dem Berge entschuldigen, den ich einst, vor fünfundvierzig Jahren, in Lauschers Tagebuch langweilig genannt habe. Ich hatte damals die Berge noch nicht entdeckt, und ich war mit jugendlicher Besessenheit in den See verliebt, in das Wasser und seine Farben, die ich Tag um Tag vom Ufer und vom Ruderboot aus belauerte. Ein einziges Mal fuhr ich damals nach Rigi-Kulm hinauf, fühlte mich fremd dort und abgestoßen von der Fremdenindustrie, und lief schleunigst zu Fuß wieder hinab, um mich wieder in meinen Seekult zu versenken. Die Beschwerden eines raschen Höhenwechsels, die mir heute ziemlich lästig sind, spürte ich damals noch nicht. Dafür aber fehlte mir die Ruhe und Geduld, mich wirklich um den Berg zu kümmern und mich gegen die Fremdenscharen, Hotels, Bahnen und Ansichtskarten gleichgültig zu machen. Ich tat, für damals, recht daran; Lauschers See war ein echtes und großes Erlebnis, und das damals Versäumte kann ich nun heute nachholen.

In den ersten, noch trocknen und warmen und ganz hellen Tagen zeigte der Berg sich von seiner prächtigen Seite, man konnte sorglos schlendern, bequem auf jeder Matte im kurzen Grase lagern, und hatte die ungeheure Aussicht von früh bis spät beinahe ohne jede Trübung vor sich, konnte nach Belieben entweder sich am Feststellen oder Wiedererkennen der vielen Gipfel vergnügen, oder, ausruhend, sich nur dem Wechsel von Farbe, Licht und Schatten, der bizarren Geometrie des riesigen Panoramas überlassen. Die Abwechslung von Fels und Schnee, besonnten Kanten und dunklen Schlünden an einer Gipfelkette, der launische Weg, den ein kleiner Wolkenschatten über

diese zackige und zerklüftete Vielfalt hin beschreibt, können einen fesseln und entzücken wie die Rhythmen und Zäsuren eines Gedichtes.

Aus dieser großen, gleißenden Ferne kehrt der Blick wieder in die Nähe zurück, zu der die Beziehung sich rascher und leichter einstellt, und die an Reizen und Zaubern nicht ärmer ist. Da gibt es märchenhafte Felsengruppen und Felsenkessel, manche pathetisch und tempelhaft, manche klein, putzig, ideale Räume für Kinderspiele, abgeschlossene grüne Stuben, Kammern und Höhlen, mit engen Felstoren, gnomenhaften Krüppeltannen, Farnen und schlangenhaft gewundenem Wurzelwerk. Feucht, grün, moosig und streng duftend, erinnern mich diese vielen kleinen Landschaftchen sehr an meine Kindheit und den Schwarzwald. Kommt man dann aus einem dieser nach Tanne, Moos und Storchnabel duftenden Verstecke heraus, so liegt alsbald die unendliche blaue, von den zahllosen fernen Bergen begrenzte Weite wieder da, der See, die Vorberge mit hell smaragdnen Matten, blinkenden Flußläufen, dunklen Waldzungen, winzigen Siedlungen.

Wenn ich da irgendwo liege oder sitze, zwischen Gras, Tannen, Fels und spärlichen Blumen, sehe ich beinahe senkrecht unter mir, tausend Meter tief, eine halbrunde, blaugrüne Seebucht, ein Spielzeugdorf und eine gewundene Straße liegen. Das ist Vitznau, da habe ich vor fünfundvierzig Jahren am Tagebuch Lauschers geschrieben und die ersten Studien zum Peter Camenzind gemacht. Ich kann mich nicht mehr hineinversetzen, die Zeit und der junge Mann von damals liegen so fern, fremd und unwirklich wie dort drunten das winzige Dorf und die blaue Bucht, sie scheinen mich nichts anzugehen. Damals war es der Rigi, der mich nichts anging und abstieß; ich war dem Sommer, der Hitze, dem Wasser und Ruderboot verhaftet, dem träumerischen Rudern an stillen Ufern hin und um kleine felsige Halbinseln und Vorgebirge herum, dem Studium der Farbenspiele im Wasser, dem Baden in versteckten Buchten, dem Hindämmern in praller Sommersonne mit geschlossenen Augen. Ich war allein, bekam nur selten einen Brief, las keine Zeitung, betrachtete die Gäste der großen Hotels und der Dampfer von weitem mit einer Mischung von Mißtrauen und Neugierde, und suchte ein Leben ohne Menschen, ohne Gegenwart, ohne Gesellschaft zu führen, suchte einen Weg vom Anschauen der Natur zum wirklichen Leben in ihr. Man hätte mir damals nicht sagen dürfen, ich werde einmal, ein alter Mann, dort droben auf dem Rigi in einem Grand-Hotel absteigen, Tee bei Unterhaltungsmusik trinken und kleine, langsame Spaziergänge machen, eine Viertel-, eine halbe Stunde weit, um dann lang auf einem Bänkchen auszuruhen oder im Hotelzimmer mich mit der Nachmittagspost zu plagen.

Ich habe sehr wenig Lektüre mitgenommen, darunter den Hesperus von Jean Paul, der auch zu Ninons Lieblingsbüchern gehört; es schien mir Zeit, ihn wieder einmal zu lesen. Jetzt, wo es unnütz und bequem geworden ist, die Deutschen zu hassen, jetzt, wo man das den Zurückgebliebenen und Dummen überlassen darf, kommt man erst allmählich zum Bewußtsein der Verluste, die Deutschland und die Welt erlitten hat, der Verluste an Heimat, an Schönheit, an Erinnerungsgut, an Quellen für die Phantasie, und inmitten dieser beinahe unerträglichen Verarmung sucht man jene Quellen mit neuem Bedürfnis auf, die noch fließen, aus denen je und je zu trinken uns noch erlaubt ist: die deutschen Dichter der guten Zeit. Wir lagen in der Nähe eines Absturzes, dessen Rand sorgfältig umzäunt war und aus dem die Spitzen der Tannen eben noch bis zu uns herauf ragten, und Ninon las vor. Wir lasen die sämtlichen Vorreden des Hesperus, ein Genuß und ein Spaß hohen Ranges. Was sind wir, solange wir dem Werk dienen, für geduldige, zähe und unermüdliche Schwerarbeiter, wir Literaten, wie plagen wir uns, und am meisten und geduldigsten grade um das, was die Leser gar nicht merken und was dem Erfolg unsrer Bücher mehr schadet als nützt, um das, was im Grunde nur für ein paar Kollegen und für die paar Jahrzehnte «Ewigkeit» vorhanden ist! Es ist, als sei die Sprache eine Mutter oder Ahnherrin, und wir Dichter ihre treuen und beflissenen Diener, Bewahrer, Erneuerer, ihr Leben mitlebend, ihre Sorgen teilend, ihr Wohlsein und Kranksein beobachtend und betreuend, sie zu immer neuen Versuchen und Spielen ermunternd. Sie, die Sprache, die unser Werkzeug und Gehilfe zu sein scheint, ist in Wahrheit unsre Herrin; einer Laune, eines kleinen Versuches wegen, den sie vielleicht morgen wieder vergißt, beschäftigt sie hundert Geister und Hände, und wir alle haben den Ehrgeiz, ihren Regungen und Anregungen zu folgen, ihr zu dienen und zur Verfügung zu stehen, sie vielleicht einen Augenblick lächeln oder lachen zu machen.

Zwischen dem Ehrgeiz des Künstlers, der es den Besten unter den Kollegen aller Zeiten gleich tun möchte, und dem Ehrgeiz des nach Erfolg, nach Erobern der Menge Zielenden ist der Unterschied nicht sehr groß. Aber der Unterschied zwischen einem schönen und einem gemeinen Mund, einer edlen und einer Alltagsnase ist ja auch nicht groß, es geht um Millimeter und weniger. Nehmen wir ruhig den winzig kleinen Unterschied weiterhin ernst!

Das Wetter will sich ändern, der Himmel hat Wolken, die auch Teile der Fernsicht zudecken, die Luft ist weich und feucht. Zaubenhaft, bei weithin bedecktem Himmel und etwas Wind, spielen unten

auf dem See die kühlen, flüchtigen Farbenschauer, alles ist farbiger, plastischer und heimlich belebter als an den prall sonnigen letzten Tagen. Aber von der Vergangenheit da unten, von Vitznau und Brunnen, von Lauscher und Camenzind steigt nichts mit herauf, es hat keine Stimme mehr und ich kein Ohr, und das ist beruhigend und gut, sonst risse es mir das Herz auf, und ich würde hier oben in meinem Hotel mit Verzweiflung dessen gedenken, was ich einst war oder doch sein wollte. Das Alter hat viele Beschwerden; aber es hat auch seine Gnadengaben, und eine von ihnen ist diese Schutzschicht von Vergessen, von Müdigkeit, von Ergebenheit, die es zwischen uns und unseren Problemen und Leiden wachsen läßt. Es kann Trägheit, Verkalkung, häßliche Gleichgültigkeit sein, aber es kann, ein klein wenig anders vom Moment beleuchtet, auch Gelassenheit, Geduld, Humor, hohe Weisheit und Tao sein. Da unten an der hübschen Seebucht lebt etwas fort, was mich angeht, was Forderungen an mich stellt und mir Leid bereiten will, was ich vielleicht doch noch irgend einmal ungemildert und bitter durchleben und klären muß; aber heute ist nicht die Stunde dafür, das da unten ist nicht Forderung noch Reue noch Vorwurf, es ist nicht mehr als ein Bild, eine Erinnerung unter andern. Sogar an die viel spätere Zeit, 1916, wo nochmals eine Weile die Luzerner Gegend Schauplatz meiner Krisen und Kämpfe war, kommen mir nur wenige und oberflächliche Erinnerungen, es ist, als habe ich keine Vergangenheit gehabt.

Wir sind in Wolken, es ist sehr kühl geworden. Die Bilder, die wir heute immer wieder sehen, erinnern oft sehr an chinesische und japanische: Aus gewundenen Wolkenschlangen hervorragende Fels- oder Waldgipfel — eine einzelne bärtige und knorrige Fichte von Wolkenfetzen umflattert. Sogar die dünnen, stangenhaften, spielerisch altmodischen Architekturen der eisernen Pavillons und spitzen Hoteltürmchen passen dazu. Von Mittag an starke Regengüsse. Ninon erkältet. Das Frieren, vor dem ich mich bei der Fahrt in die Berge etwas gefürchtet hatte, fängt an.

Wir steigen nach Kulm hinauf, ich erinnere mich an die vor Jahrzehnten irgendwo gelesene Szene, wie Friedrich Rückert hier oben auftritt, und wir gedenken auch der schönen Frau, die Stifter hier erscheinen läßt. Unter einem dramatischen, stürmisch bewegten Himmel liegt das Land bald fahl und unwirklich, bald grell mit scharfen Umrissen unten, auf halber Höhe unsres Berges steht ein Wäldchen, in einer weiten Mulde halbrund und spitz zulaufend hingezeichnet wie ein Fuchsschweif oder Hahnenschwanz, und es fällt mir ein, daß dies einst zu den hübschesten Eindrücken auf meinen wenigen Luft-

reisen gehörte: ein Bachtal etwa mit vielen kleinen, launischen Krümmungen, mit Pappeln oder Erlen in kleinen Abständen bestanden; das Ganze dieses Bachlaufes oder dieses im Halbrund hingeschmiegt Waldes gleichzeitig zu sehen, ist eben nur aus der Vogelschau möglich. Wenn der Blick von den fernen Schneebergen zum flachern Lande wandert, wo die Farben wärmer und mannigfaltiger sind und wo aus dem Grün, Braun und Ocker helle Städtchen blicken und ferne kleinere Seen spiegeln, dann spüre ich an einem leicht beklemmenden Gefühl, daß dort hinten, wo Land und Wolken einander berühren, Deutschland liegt.

Nach kalten Regentagen kam ein Sonntag mit freundlichem Himmel, da wird unser ohnehin nicht eben einsamer Berg sehr gesellig. Es begegnen uns überall Fußwanderer, Einzelne und Familien, Gruppen von Kindern, Bauern aus der Gegend in Sennentracht, freundliche langbärtige Kapuzinermönche, kleine Gruppen von schwarzen, langröckigen Schwestern mit strengen Hauben, denn unser Berg ist auch sehr katholisch, und alle diese Wanderer und Spaziergänger haben gute, heitere Sonntagsgesichter, eine Blume im Knopfloch, im Munde oder auf dem Hut, alle grüßen und lächeln und loben den schönen Tag. Schließlich zeigt sich, daß es sogar ein besonderer Sonntag ist, ein Fest, es kommt ein Bähnchen voll Leute aus einem der Dörfer am See, sie tragen Fahnen und eine der Fahnen ist neu und noch in eine Hülle gewickelt, sie soll heute geweiht werden. Das geschieht auf einem Plätzchen beim Kaltbad, vor einer andächtigen Menge mit entblößten Häuptionen, viele der Männer, Burschen und Mädchen tragen Trachten. Es wird uns auf den Nachmittag ein Umzug mit Fahنشwingen und Wettspielen versprochen, und wir lassen ihn uns nicht entgehen. Ich verzichtete auf meine Mittagsruhe, Ninon auf ihre griechische Lektüre, und mit schallender Musik zog die Festgemeinde auf. Das Schönste und Eigenartigste daran waren die drei Fahنشwinger. Im langsamen Marsch, wie Tamboure, schwangen sie ihre rotweißen Fahnen am kurzen Stiel, einmal in der rechten, einmal in der linken Hand, warfen die Fahne hoch in die Luft und fingen sie einhändig wieder auf, senkten sie im langsamen Schwung bis zur Erde und stiegen über sie hinweg. Für den der Kunst nicht Kundigen sah es in den ersten Minuten etwas einförmig und schwerfällig aus, man konnte jedoch bald die Mehrzahl der Spielregeln erkennen, und erkannte vor allem, welche gewaltige Kraft und welche große Übung diese Kunst verlangte. Die drei schönen jungen Männer vollzogen die schwierige rituelle Zeremonie mit dem Ernst und der Akkuratess japanischer Schwerttänzer, es war nicht

nur ein virtuosos Sichzeigen von Kraft und Geschicklichkeit, es war auch ein geweihter symbolischer Akt, voll Würde, Ernst und Feierlichkeit. Zu unsrem Ergötzen folgte nun eine besondere Augenweide: die Nachahmung eines Alpaufzuges. Es wurde, Stück um Stück hintereinander, schönes Vieh mit blumenbekränzten Stirnen getrieben oder am Strick geführt, zuvorderst ein schöner junger Stier, der seinen Führer tüchtig in Atem hielt. Es folgten Kühe und Rinder, eine hübsche kleine Herde, und zuletzt ein Maulesel, der auf dem Rücken eine altmodische hölzerne Bettstatt trug.

In diesen Tagen war beständig großes Wolken theater. Zuweilen freilich waren wir in die Wolken eingehüllt und sahen gar nichts, es wurde manchmal so dunkel, als wäre es Dezember. Aber das dauerte selten länger als eine Stunde, dann riß irgendwo ein Luftstrom ein Loch in den dicken Nebel, jagte die zerstiebende Wolke in Fetzen nach oben, öffnete ein Tor, ein Fenster, einen Ausblick, und plötzlich sah man die unwahrscheinlichsten und erregendsten Bilder: Landschaften, wie sie seit Altdorfer und Grünewald kaum wieder gemalt worden sind, paradiesische sowohl wie apokalyptische Landschaften: durch riesig aufgebaute schwarze Höllentore Blick in eine sonnig goldengrüne Ferne, oder umgekehrt: eine für kurze Zeit warm und leuchtend bestrahlte Nähe mit blitzenden Tropfen an Gras und Stein hob sich grell von einer blauschwarz geballten Ferne ab, in der zuweilen Donner hörbar wurde oder ein einzelner Blitz aufzuckte.

Die einzige Pflichtarbeit, die ich hierher mitgenommen habe, geht ihrer Vollendung entgegen, einer zweifelhaften Vollendung freilich; denn es ist eine Arbeit, für die es keine Regeln gibt, eine kleine volkstümliche Auswahl aus meinen Gedichten nämlich, die mein Zürcher Verleger wünscht. Meine Frau und ich hatten je ein Exemplar der Gesamtausgabe und wir notierten, ohne darüber zu reden, jedes für sich die paar Dutzend Gedichte, die ihm für eine solche Auswahl unentbehrlich schienen. Das Ergebnis war erstaunlich: die Zahl von Gedichten, die jedes von uns beiden für aufnahmewürdig hielt, war überraschend klein; von diesen paar Gedichten abgesehen, hatte jedes von uns ein Buch zusammengestellt, das seine eigenen Wege ging und mit dem Buch des andern nichts zu tun hatte. Es bestätigte mir die Gedanken des Essays «Ueber Gedichte», den ich vor einigen Monaten wieder vorgenommen, neu bearbeitet und für Freunde als Privatdruck herausgegeben hatte. Aber etwas Bedrückendes hatte es doch, zu sehen, wie schon für uns beide, die wir uns in diesen Gedichten doch wirklich auszukennen meinen, sich eine so sehr verschiedene

Auswahl ergab. Und es war mir geradezu ein Trost, daß wenigstens die vier, fünf Gedichte, die seit Jahrzehnten in den Anthologien und Lesebüchern standen, sich wieder bewährt hatten.

Die Post bringt jetzt zuweilen seltene Ueberraschungen, auch gestern gab es eine: Briefe aus Deutschland! Irgend jemand war aus Stuttgart in die Schweiz gelangt und hatte Briefe für mich von ein paar schwäbischen Freunden mitgebracht, die sandte er mir und bot mir auch an, meine Antworten weiterzuleiten. Es waren nicht zufällige Briefe von Unbekannten, sondern erwartete von Freunden, und wenn ich auch über die größten meiner deutschen Sorgen nichts Neues erfuhr, so bekam ich doch zum erstenmal von einigen deutschen Intellektuellen, die weit über dem Durchschnitt stehen, direkte Mitteilungen über ihre Erlebnisse und Gedanken seit dem Zusammenbruch. Es sind unter diesen meinen Freunden natürlich keine Gläubigen des Dritten Reiches oder gar Nutznießer der Hitlerherrschaft; sie alle sind vom ersten Tage an wache und tief beunruhigte Zeugen seines Großwerdens und seiner Herrschaft gewesen, viele von ihnen haben sich in Leiden und Opfern treu bewährt, haben Amt und Brot verloren, sind in Gefängnissen gesessen, haben jahrelang wissend und ohnmächtig dem anwachsenden Unheil und der immer greller aufschießenden Teufelei zusehen müssen, haben seit dem Beginn des Krieges mit blutendem Herzen ihrem eigenen Volk die Niederlage und sich selber oftmals den Tod gewünscht. Die Geschichte dieser Schicht des deutschen Volkes ist noch nicht geschrieben, ihre Existenz im Auslande noch kaum erkannt. Ein Teil dieser Leute war früher liberal und süddeutsch-demokratisch gesinnt, ein Teil katholisch, ein großer Teil sozialistisch.

Diese Menschen nun, von denen ich glaube, daß sie zur Zeit die leidgeprüftesten, reifsten und weisesten in Europa sind, haben teils bewußt und willentlich, teils unbewußt und instinktiv versucht, sich völlig von allem Nationalismus zu befreien. Der kämpfende Franzose, Italiener, der hungernde und leidende Holländer oder Grieche, der schwerkgeprüfte Pole, ja selbst der verfolgte, zu Herden in Folter und Tod getriebene Jude — sie hatten alle in ihrem für uns unausdenklichen Leide noch das eine: Gemeinsamkeit, Schicksalsgenossen, Kameraden, ein Volk, eine Zugehörigkeit. Das hatten die Hitlergegner und Hitleropfer innerhalb Deutschlands nicht, oder nur soweit sie schon vor 1933 organisiert waren, und diese, soweit sie nicht schon umgebracht waren, verschwanden fast alle in die Höllen der Gefängnisse und Straflager. Uebrig blieben die nicht organisierten Gutgesinnten und Vernünftigen, und sie fanden sich von Spionage,

Spitzeltum, Denunziation immer mehr ins Enge getrieben, lebten in einer zuletzt kaum mehr atembaren Atmosphäre von Gift und Lüge, sahen die Mehrheit ihres Volkes von einem scheußlichen, ihnen unverständlichen und böartigen Rausch ergriffen. Ich glaube, daß die Mehrzahl derer, welche diesen zwölf Jahre dauernden Angsttraum überlebt haben, gebrochen und zur aktiven Teilnahme an einem Wiederaufbau nicht mehr fähig ist. Wohl aber können sie unendlich viel beitragen zur geistigen und moralischen Erweckung ihres Volkes, das vorläufig noch gar nicht begonnen hat, das Geschehene und von ihm zu Verantwortende ins Bewußtsein einzulassen. Der müden Stumpfheit des Volkes steht bei jedem Wachgebliebenen eine ungeheuer empfindliche Bereitschaft für die Bewältigung der Schuldfrage, ein höchst zart und wund gewordenes Gewissen gegenüber.

Eines nun ist allen Aeüßerungen dieser wahrhaft guten Deutschen gemeinsam: die höchste Sensibilität für den Ton jener Aufklärungs- und Strafpredigten, welche jetzt, etwas spät, von den demokratischen Völkern an das deutsche gerichtet werden. Zum Teil werden diese Aufsätze und Broschüren, wirkungsvoll gekürzt, von den Besetzungsmächten propagiert. Das geschah auch mit dem Essay von C. G. Jung über Deutschlands «Kollektivschuld», und die einzige Schicht des deutschen Volkes, die zur Zeit überhaupt ein Ohr für diese Aeüßerungen hat und bereit wäre, zu lernen, reagiert auf sie mit einer Empfindlichkeit, über die man erschrickt. Kein Zweifel: die Predigten haben in sehr vielem vollkommen recht: nur erreichen sie das deutsche Volk nicht, sondern statt seiner gerade die wertvollste und edelste Schicht, wo das Gewissen längst überwacht ist.

Ich kann jene Aufsätze, die ich Predigten nenne, meinen schwäbischen Freunden gegenüber nicht in Schutz nehmen, ich gebe sie preis. Ich habe diesen Freunden überhaupt nichts zu sagen. Wie sollte ein Mensch, der in einem unzerstörten Hause sitzt und täglich zu essen hat, der in den letzten zehn Jahren zwar Aerger und Sorgen, aber keine unmittelbare Bedrohung oder gar Vergewaltigung erfahren hat, diesen in jedem Leid Geprüften etwas zu sagen haben! Aber wenigstens in einem Punkt kann ich den Freunden drüben einen Rat und Zuspruch geben. Mögen sie mir in allem andern weit überlegen sein, in einem Punkt habe ich ältere Erfahrungen als sie, nämlich in der Loslösung vom Nationalismus. Die habe ich nicht unter Hitler oder unter den alliierten Bomben, sondern in den Jahren 1914 bis 1918 vollzogen, und sie wieder und wieder revidiert. Und so kann ich meinen Freunden in Schwaben schreiben: «Das einzige in euren Briefen, was ich nicht ganz verstehe, ist eure Empörung über gewisse Artikel, die euer Volk über seine Schuld aufklären wollen. Ich möchte euch recht laut zurufen: Versäümet nicht wieder das wenige

Gute, was der Zusammenbruch euch anbietet! Damals, im Jahre 1918, konntet ihr eine Republik statt einer Monarchie mit schlechter Verfassung haben. Und jetzt könnet ihr, mitten im Elend, wieder etwas haben und erleben, ein neues Stück Entfaltung und Menschwerdung, das ihr vor den Siegern und den Neutralen voraus habet: Ihr könnt den Wahn jedes Nationalismus, den ihr ja im Grunde längst schon hasset, durchschauen und euch von ihm befreien. Ihr habet das schon weitgehend getan, aber doch noch nicht weitgehend, nicht gründlich genug. Denn wenn ihr diese Entwicklung in euch vollends vollzogen habet, dann werdet ihr über das deutsche Volk und die Kollektivschuld noch ganz andere Worte, dann werdet ihr jede Beleidigung oder Provokation ganzer Völker lesen oder anhören können, ohne euch im mindesten mitbetroffen zu fühlen. Tut diesen Schritt vollends zu Ende, und ihr werdet, ihr wenigen, eurem eigenen und jedem andern Volk an Menschenwert überlegen und einen Schritt näher bei Tao sein.»